

Kisuludini, 14. September 1854

Ehrwürden & geehrter Herr!

Das bemerkenswerteste Ereignis, das sich in Ostafrika während dieses halben Jahres zutrug, war zweifellos die Ankunft eines Missionarsschiffes, genannt nach der Königin Candace von Äthiopien. Da lag sie im Hafen von Mombasa während des ganzen Monats Juni und bot ein gleichermaßen glorreiches und beklagenswertes Schauspiel – glorreich als ein lebendes Monument der Treue & Liebe Europäischer Christen & ein sichtbares Zeugnis ihres Mitgefühls mit den gottverlassenen Sprösslingen des Menschengeschlechts – beklagenswert, weil Äthiopien zu dieser Zeit keinen Eunuchen „von großer Autorität“ aufweisen konnte, der ganz bis nach Jerusalem gegangen wäre „um anzubeten“ & der, imstande, den Propheten Josiah zu lesen, die geistliche Gabe hätte würdigen können, welche Christen von weither unter großen persönlichen Opfern Afrika dargebracht hatten, die ihrerseits denselben kostbaren Glauben angenommen hatten, in dem der Eunuch dazumal frohlockend seiner Wege ging. Sicherlich werden alle, die ein reges Interesse am Wohlergehen von Ostafrika haben, die Candace mit ihrer stattlichen Anzahl von Sendboten der Erlösung, die, um ihre eigenen Worte zu gebrauchen, bereit waren, durch Feuer und Wasser zu gehen – als ein gutes Vorzeichen angesehen haben ...

((Seitenwechsel, hier fehlt evtl. Text, jedenfalls kein logischer Schritt "token for good doubt"))

... Zweifel, war dies das Ergebnis gewesen; & so sehr war Philip geneigt & so sehr mag der Eunuch Philip bedrängt haben, ihm Gesellschaft zu leisten – ja & so einladend waren die Aussichten einer zügigen Ausbreitung des Evangeliums in Äthiopien, dass nichts weniger als ein unwiderstehlicher Impuls & vom Geiste Gottes hingerissen zu sein, Philip's Rückkehr nach Palästina bewirkt haben könnte. So lernen wir, dass unseren besten Absichten & sogar unseren Bemühungen, das Reich Gottes zu verbreiten, entgegengewirkt werden muss. Unsere besten Pläne stimmen nicht immer mit den Seinen überein. Paulus & Timotheus verbot der Heilige Geist, in Asien das Wort zu verkünden & als sie versuchten, nach Bithynien zu gehen, duldete der Geist sie nicht. Doch hier erhebt sich die Frage: Wie sollen wir in diesen Tagen, da das Streben des Heiligen Geistes nicht mehr von dieser wundersamen und unfehlbaren Art ist, wissen, wohin wir unsere Christlichen Bemühungen zur Bekehrung der Welt richten sollen? Doch könnten wir mit gleichem Recht fragen: Wie können wir in unseren Tagen wissen, ob die Bibel recht hat, da keine Wunder mehr um ihretwillen bewirkt werden? Was geschrieben steht, ist geschrieben, damit wir lernen. Gottes Wege zur geistlichen Wiederherstellung der Menschheit, wie sie von Anbeginn der Welt beschritten wurden, sind unumstößlich in der Geschichte und in der Verkündigung niedergelegt. Diese müssen wir studieren & diese werden uns leiten. Was spricht Christus zur kanaanäischen Frau? Ich bin nur nach den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt. Und als er erstmals seine Jünger aussendet, befiehlt er ihnen:

Geht nicht zu den Ungläubigen (Nichtjuden), und betreten keine Stadt der Samariter. Und dann, welche Betonung scheint in Lukas 24,47 auf den Worten „Hebt an zu Jerusalem“ zu liegen, der Stadt, der Gott am nächsten war & wo die erstaunlichen Umstände der Erlösung am tiefsten in das Bewusstsein der Menschen eingegraben waren. Die Apostelgeschichte ist voll von Begebenheiten dieser Art. Paulus betrat zuerst immer Synagogen und erklärte: Es war notwendig, dass das Wort Gottes zuerst den Juden verkündet würde. Tatsächlich waren alle Apostel so stark von der Regel beeinflusst, welche sie in ihren Predigten zu befolgen hatten, dass ihnen nur eine wundersame Fügung die Einsicht vermittelte, dass es richtig sei, ihre Arbeit auch den Ungläubigen (Nichtjuden) zu Gute kommen zu lassen. Unter diesen waren es wieder zuerst die Proselyten, welche als erste das Evangelium annahmen. Und es ist ein bemerkenswerter Umstand, dass keine zweifelsfreien Quellen auf uns überkommen sind, nach denen irgendein Volk außerhalb der Grenzen des Römischen Imperiums einen Apostel zu Gesicht bekommen hätte. Wenn wir auf unsere eigene Zeit schauen, zeigt sich mit gleicher Klarheit die Tatsache, dass immer dort, wo eine Mission von Erfolg gekrönt war, zuvor Gottes Macht gewaltet den nationalen Geist und Stolz zerschmettert hatte. Allein die Südseeinsulaner scheinen eine Ausnahme zu bilden; doch in ihrem Fall dürfen zwei Dinge nicht vergessen werden: Erstens standen sie aufgrund ihrer eigenen selbstmörderischen Veranlagung am Rande der Vernichtung; zweitens waren sie aufgrund ihrer Insellage vergleichsweise kleine Gemeinschaften, von denen jede ...

(hier fehlt Text!!)

... im Hinblick auf den sozialen und politischen Zustand von Ostafrika, der den Eindruck macht, als sei dies Land eines der letzten auf der Welt, in das sofort eine solch große Zahl von Missionaren geschickt werden sollte. Wie sehr dasselbe Argument unsere eigene Stellung in diesen Gebieten betrifft, habe ich nicht zu ermessen. Doch will ich so viel sagen, dass wir zumindest einen Umstand zu unseren Gunsten haben, nämlich die göttliche Vorsehung, in der wir erkennen, dass Seine Macht beginnt, in Bezug auf Ostafrika aufgerichtet zu werden. Ich meine die seit einigen Jahren währende Anwesenheit eines Englischen Konsuls in Sansibar. Durch ihn wirkt sich in gewissem Maße der Britische Einfluss auf die Arabische Regierung aus, welche, wenn ihre Macht nicht in dieser Weise durch England kontrolliert würde, erfolgreich verhindert hätte, dass irgend ein Missionar an der Ostafrikanischen Küste Fuß gefasst hätte.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen möchte ich Ihnen die wesentlichen Einzelheiten im Zusammenhang mit dem Missionarsschiff Candace während ihres Aufenthaltes in Mombasa mitteilen. Ihre Ankunft war am 30. Mai. Nachdem ich im darauffolgenden Tag eine Mitteilung erhielt, in der man mich zu kommen bat, brach ich sofort auf, um ihnen meinen Rat anzubieten und als Übersetzer zwischen ihnen & dem Gouverneur zu fungieren. Ich war recht verblüfft, als ich feststellte, dass sie weder einen Brief ihrer Majestät an den Gouverneur noch einen von Major Hamerton an mich selbst bei sich führten, doch noch verwunderter war der Gouverneur, dass man ihm keinen aus ihrer Mitte als ihren „mikubawao“

(ihren Großen) vorweisen konnte, an den er sich hätte wenden können. Ebenso schwer fiel es ihm, ihnen zu glauben, dass das, was nach ihrer Versicherung der Zweck ihrer Reise sei, der wahre und einzige sein sollte. Seine Aussage ihnen gegenüber war daher unzweideutig: dass er ohne Briefe aus Sansibar in ihren Händen nicht einem einzigen von ihnen erlauben könne, seinen Sitz in Mombasa zu nehmen, & erst recht nicht auf dem Kontinent. Doch für die Hannoveraner Brüder blieb doch die Frage: ob, mehr Gott als dem Menschen gehorchend – sie nicht trotz seines Verbots den Versuch machen sollten, irgendwo auf dem Kontinent zu siedeln. Ich antwortete hierauf, dass weder dies ihre Pflicht sei, da die Angelegenheit mit der Regierung nichts mit Religion zu tun habe & ihnen sei das Land nicht als Missionaren verwehrt, sondern als „Wasungu“ (Europäern) – noch dass sie dies als überhaupt durchführbar erleben würden, da das Verbot der Regierung sie von allem Verkehr mit den Eingeborenen abschneiden würde, & ihnen durch ihr Handeln gegen die Regierung faktisch der Boden unter den Füßen entzogen sei. Obwohl sie zunächst noch nicht bereit waren, dies zu glauben, kamen sie doch zur Einsicht durch das, was ihnen vor ihrem Aufbruch aus Mombasa widerfuhr. Drei von ihnen waren nämlich unvorsichtig genug, zu einer Reise zum Pokomo- oder Ozy-Fluss aufzubrechen, und zwar ohne Führer und mit Vorrat nur für 2-3 Tage. Die Strecke allein, abgesehen von etwaigen Hindernissen, muss hin und zurück mindestens 10 Tage in Anspruch genommen haben. Nachdem sie sich einige Meilen nördlich Mombasa vom M'toa'pa-Fluss in ihrem Fortkommen gehindert fanden, trafen sie glücklicherweise auf einen Kanu-Mann, dem sie aber ihr Ziel nicht verständlich machen konnten, und der sie von ihrem Kurs ab- und den Fluss hinaufbrachte, bis sie sich in der Nähe der Wanika-Berge wiederfanden, wo sie natürlich annahmen, in der Nähe unserer Station zu sein, während ihnen die Wanika sehr bereitwillig die Richtung wiesen, die sie einzuschlagen hatten. Am zweiten Tage nach ihrem Aufbruch überraschten sie uns mit einem unerwarteten Besuch. Doch wie entwickelten sich die Dinge nun? Zunächst weigerte sich einer meiner Diener, den ich am nächsten Morgen bat, sie auf ihr Schiff zurück zu bringen, aus Angst, festgenommen zu werden im Wissen, dass sie keine Erlaubnis hatten, sich im Land frei zu bewegen (Ich überzeugte jedoch einen Kinika-Jungen, eine kurze Strecke mit ihnen zu gehen).

In Mombasa war die Folge, dass der Gouverneur sie anwies, auf ihrem Schiff zu bleiben und innerhalb 2 oder 3 Tagen auszulaufen. Nur der Kapitän und einer, der Heilkunde praktizierte, durften noch die Stadt aufsuchen. Die Mombaser wiederum verlangten 100 Dollar statt 50, um die Candace aus dem Hafen zu schleppen. Da ich einige Vorräte zu Mr. Erhardt nach Tanga zu schaffen hatte (die Verbindung zwischen Mombasa & Tanga ist so beschaffen, dass diese Vorräte keinesfalls versendet werden konnten. Zwar konnten Dinge von Tanga nach Mombasa transportiert werden, aber nicht umgekehrt. Während des nächsten Monats werden die Verhältnisse andersherum liegen. Oh, elende Eingeborenen-Schiffahrt!), ging ich am 19. Juni wieder nach Mombasa, wo ich für mehrere Stunden vom Gouverneur für Zwecke der Übersetzung und Vermittlung festgehalten wurde, was zu meiner großen Befriedigung das Ergebnis hatte, dass der Gouverneur ihnen vergab und ihnen zum Beweis dessen erlaubte, wieder in die

Stadt zu kommen; auch der Lohn dafür, ihnen aus dem Hafen zu helfen, wurde wieder auf 50 Dollar begrenzt. Der Gouverneur schien vornehmlich durch die ihm von mir nachdrücklich vermittelte Erwägung besänftigt, dass die in Rede stehende Unbotmäßigkeit nicht der ganzen Gruppe anzulasten sei, sondern allein den dreien, welche das Schiff ohne die Zustimmung ihrer Kameraden verlassen hatten. Meines Argumentierens gegen jegliche Versuche, ihr Ziel unter Missachtung der Regierung zu erreichen, bedurfte es nun sicher nicht mehr, nachdem deren Vergeblichkeit durch nüchterne Tatsachen unter Beweis gestellt war. Ich nahm sodann Abschied von den Brüdern, mit denen ich mich ungeachtet der Schwierigkeit meiner Position im Geiste verbunden fühlte. Etwa eine Woche später liefen sie nach Port Natal aus, wo sie sich ohne Zweifel bald zunächst bei ihren eigenen Landsleuten, den Deutschen, werden nützlich machen können.

In Bezug auf meine eigene Arbeit möchte ich zunächst erwähnen, dass Abbe Gunja am 3. August seine neue Hütte in Besitz nahm. Sie ist so gut gebaut wie unsere eigenen Rabbai Mpia, nur ein wenig kleiner. Ich gewährte ihm nicht nur Unterstützung in Gestalt meiner Diener, sondern auch persönlich – Türen und Jalousien entstanden vollständig mit meinen eigenen Händen. Seiner Frau, obwohl sie noch eine Heidin ist, gefällt doch die verbesserte Hütte. Er selbst macht, wenn auch langsame, so doch stetige Fortschritte in gottgefälligem Leben und geniert sich auch nicht, vor seinen Landsleuten seinen Glauben zu bekennen. Ich werde nie vergessen, wie glücklich er vor einiger Zeit war, als er zum ersten Mal ganz von allein den Sinn einer Passage erfasste (es war Lukas 6, 43 ein guter Baum bringt keine faule Frucht usw). Zuvor hatte er entdeckt, dass er lesen konnte: Sein Junge liest im Allgemeinen zusammen mit ihm & gerade als ich dies schreibe, kommen angenehme Klänge von langsam ausgesprochenen Worten von seiner Hütte herüber zu mir. Meine liebe Frau hat auch begonnen, den Knaben Englisch zu lehren. Über die Wanika im allgemeinen muss man allerdings die bedauerliche Feststellung treffen, dass sie in ihrem Heidentum verharren wie seit je.

Ich habe etwa 2.300 Worte der Kiniassa-Sprache gesammelt, wie ich Ihnen letzstens berichtete, und habe sie alphabetisch angeordnet. Solange dies nicht geschehen ist, hat man keinen wirklichen Einblick in eine Sprache. Daher betrachte ich alle Vokabellisten, die lediglich nach dem Alphabet einer Europäischen Sprache geordnet sind, als höchst unbefriedigendes Stückwerk. Wörter, welche in eine Gruppe zusammengehören mit der Wortwurzel an der Spitze, sind dort in unverständlicher Weise verstreut. Ich beabsichtige, Ihnen eine Abschrift zu schicken, sobald ich die Bedeutungen auf Englisch fixiert habe; denn im jetzigen Zustand existieren sie nur in Kisualheli.

Abschließend muss ich ein paar Worte über die Usambara-Mission verlieren. Mr. Erhardt hält sich in Tanga seit März auf. Seine Briefe an mich von dort sind eine ununterbrochene Geschichte von Elend und Unbilden, wie er sie zum einen aufgrund des elenden Zustands des Ortes selbst erlebt, und zum anderen infolge der unersättlichen Bettlereien der sogenannten „Großen“. Auch war sein Gesundheitszustand nie gut. Ich glaube, mit vollem Recht sagen zu können, dass das,

was Mr. Erhardt in Tanga durchlitt, weitaus alles übertrifft, was sowohl Dr. Krapf als auch ich in der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes in Ostafrika erlebt haben. Ich lud ihn bereits vor einigen Monaten ein, zu unserer Station hier zurück zu kehren, doch da ich sah, dass er hierauf nicht reagierte, und außerdem einen weiteren Hinweis erhielt

((that? KJ fehlt, evtl. – da im Original neuer Seitenbeginn, fehlt auch mehr Text))

....Dr. Krapf, der in Usambara nie länger verweilte, als er benötigte, um seine – wie ich befürchte – zu großen und ansehnlichen Geschenke zu verteilen, verpasste gänzlich die Gelegenheit, mit den überaus elenden Zuständen in jenem Land vertraut zu werden. Und nun – wehe denen, welche bleiben, oder als Nachfolger die Arbeit leisten und mit den Schwierigkeiten zu kämpfen haben, die aus einem solchen System resultieren! Selten erleben wir, dass diese Art des Vorgehens unter unwissenden Wilden schließlich im Lichte des Tags der Verkündung verblasst. Es gibt Ausnahmen; doch diese sind verbunden mit schmerzhaften und langdauernden Kämpfen mit dem Übel, welches dieses jetzt überholte System hervorruft (leider, muss ich sagen, hat die Ostafrikanische Mission noch nicht verstanden, es zu überwinden) (vgl. *Missionary Labours & Scenes in Southern Africa* by Robert Moffat, P. 237). Ich gestehe, voll einverstanden zu sein mit dieser Sichtweise eines ehrwürdigen Missionars, der im Dienste seines Herrn alt geworden ist. Das Übel wird sicherlich verringert, wenn der Missionar, der auf diese Weise die Freundschaft eines Königs der Wilden erwarb, selbst zumindest so lange in dem Lande bleibt, bis seine wahren Absichten zumindest teilweise verstanden worden sind, denn man merke, dass dieser wichtige Punkt nicht erreicht wird durch einige wenige Ansprachen an den König & seine Ratgeber, oder besser Zauberer. Kein Afrikaner glaubt sofort, was wir sagen, wir sind Lügner ebenso wie sie selbst. Jahre, Jahre sind nötig, bevor nur der Schatten einer Überzeugung sich in ihrem verdunkelten Geist formt, dass wir, anders als sie, wirklich meinen, was wir sagen. Deshalb sollte ein Missionar, der nicht vorhat, in einem Land zu bleiben, dass er solcherart durch seine Geschenke sich eröffnet hat, dieses besser überhaupt verlassen. Reist er, so sollte er das tun, ohne in fast jedem Land, durch das er kommt, für sich oder andere zu versprechen, dass er gekommen sei, um zu bleiben, außer, dies kann sofort geschehen; denn wenn nur ein Jahr verstreicht, müssen manche Geschenke erneut gebracht werden. Missionsreisen können natürlicherweise nur unternommen werden mit dem Zweck, Missionsstationen zu errichten; doch sollten wir, mit diesem Ziel im Blick, nie vergessen zu unterscheiden zwischen dem, was sogleich getan werden kann & dem, was aufgrund der Erfordernisse des Falls nur ein Werk der Zeit sein kann. In diesen Vorwurf schließe ich mich bereitwillig selbst ebenso ein wie andere, da Mangel an Erfahrung mich verleitete, in Teita & in Jagga ebenfalls solche Zusagen zu machen. Auf meiner letzten Reise nach Jagga wurden diese glücklicherweise gebrochen, als ich durch meine Bemühungen, über ihre eigenen Gebiete hinaus zu gehen, die Freundschaft der Häuptlinge verspielte. Blicke ich zurück auf diese Periode unserer ostafrikanischen Mission, so registriere ich mit Betroffenheit das Fehlen jeglichen nüchternen Blicks auf die außerordentlichen und unter den obwaltenden Umständen unüberwindlichen Schwierigkeiten, die Stationen im Lan-

desinneren entgegenstehen. Ich möchte dies durch einige einfache Begebenheiten verdeutlichen: Musste ein in Rabbai stationierter Missionar aus sehr dringlichem Anlass einen Brief an einen in Jagga stationierten zu schicken, so stand er vor der Notwendigkeit, eine kleine Karawane von mindestens einem halben Dutzend Männern zu bekommen, deren Entlohnung allermindestens 50 Dollars = £10 betragen würde, wobei dieses gewaltige Porto trotzdem nicht die geringste Sicherheit dafür bieten würde, dass der Brief sein Ziel zu einer bestimmten Zeit, oder sogar überhaupt, erreichen würde. Ebenso unsicher ist die Versendung von Briefen durch aus- oder rückreisende Gruppen, wie im Fall zwischen hier und Wakambani: Ich erinnere mich an mehrere Fälle von Leuten, denen Briefe anvertraut & bei Ablieferung ein ansehnliches Geschenk versprochen war, und die nach Ankunft in ihren Wohnorten dort höchst müßigerweise monatelang blieben, bevor sie den abschließenden Versuch machten, sie auszuliefern. Wenn Waren, wie z.B. Perlen und Stoffe versandt werden sollten – den diese sind die Währung der Missionare im Landesinneren – & die Boten wurden beraubt, sei es durch Gewalt, sei es durch die Bettelei der Häuptlinge, deren Land sie durchqueren mussten, war keinerlei Entschädigung zu erlangen. Die Schwierigkeiten mit Köchen und Dienern sind gleichermaßen groß, denn so groß ist der Nationalstolz all dieser Naturmenschen, dass keiner sich dazu herablassen will, sich als Diener zu verdingen. Und wie wäre es um die Sicherheit von Leben & Eigentum eines Missionars im Landesinneren bestellt? Nun, nicht besser, als es den Launen eines Königs der Wilden gefällt. Lassen Sie den Missionar eines Tages denken, dass es seine Pflicht sei, den Forderungen eines königlichen Bettlers zu widerstehen, der umso mehr ein Wilder ist, je größer seine Macht ist – & sein Leben wird nicht weniger auf dem Spiel stehen als sein Eigentum – & dem Missionar bliebe die einzige, aber schreckliche Alternative, als Märtyrer zu sterben, nicht bei der Verteidigung der ewigen Wortes Gottes, sondern – furchtbar zu sagen – in der Verteidigung von Tuch und Perlen!!! Ich frage mich jetzt, wie wir je in einer Weise von einer Kette über die ganze Breite des Kontinents zu errichtender Missionen sprechen konnten, als stünden uns alle die Vorteile, Sicherheiten und Möglichkeiten Britischer Macht und Britischen Einflusses zu Gebote. In den Erinnerungen des verstorbenen Reverend J. Trott ist gesagt, dass in seiner Zeit sich die Menschen ihrer Arbeit zunächst mit mehr Liebe und Hingabe widmeten als mit Berechnung. Menschen sprachen davon, in Indien ein- und es zu durchdringen in einer Weise, wie sie davon gesprochen hätten, wie viele Bibeln oder Lehrer für ein „Englisches Dorf“ ausreichend wären. (s. Chr. Observer für Mai 1849, S. 325). Dies bezeichnet genau unseren Fall in gleicher Weise. Bei ihnen war allerdings der Wunsch nach einer ordentlichen Abschätzung der auf sie zukommenden Schwierigkeiten eher gerechtfertigt als in unserem Fall; denn in ihrem Fall bezog er sich auf ein Land, das lange zuvor der Britischen Herrschaft und Hoheit unterworfen worden war, während in dem unsrigen er sich auf einen immensen Teil eines Kontinents bezieht, dessen zahllose Könige & Häuptlinge nichts als unwissende Wilde sind, die sich beim Erscheinen eines Missionars auf wundersame Weise in ebenso viele allmächtige Bettler verwandeln. Deren erschreckliche Gier nach den Gütern des weißen Mannes zu befriedigen in der Hoffnung, diese Gier letztendlich in ein Streben nach Gottes Wort gewandelt zu sehen – heißt, in die Baue und

Unterschlupfe von Hyänen & Tigern vorzudringen, um sie mit Lämmern zu füttern und zu beobachten, ob sie ihre auf Beutezüge gerichtete Natur aufgeben. Die Lämmer werden sie fressen, doch ändern werden sie sich nie. Alle Kenntnis der menschlichen Natur, alle Zeugnisse der Schrift und der Geschichte verkünden laut, dass der Mensch, dieser Rebell, der Abtrünnige, durch solche sanften Maßnahmen nie geändert werden wird. Zerschmettert muss er zuerst werden, zertreten und nahe am Aufgeben, bevor er sich einem besänftigten Erlöser beugt. Gnade, Liebe & Mitleid bedeuten ihm alle nichts, er verachtet sie, bis sein Schöpfer ihn niedergeworfen & sich zu erinnern gezwungen hat, dass er vor Ihm nur Staub und Asche ist & dass er ohne Ihn für immer im Elend verharren muss. Und wenn selbst jene Völker, die nie auf das beängstigende Niveau der Afrikaner in diesen Gegenden herabgesunken sind, die niemals so vollständig & umfassend ihre geistigen Fähigkeiten in den Dienst rein animalischen Verlangens gestellt haben, und wenn selbst diejenigen, die in gewisser Weise nach Erkenntnis & Wissen gestrebt und einiges an edlem Charakter zu Ehren der menschlichen Natur bewahrt haben – wenn alle diese den strengsten Richtspruch des Allmächtigen auf sich herniederwünschten, um zu seinen Füßen ausgestreckt zu liegen und Seine Allerhöchste Gnade zu erleben – was dann wird und muss aus diesen Menschenkindern werden?

Man muss sie hier im östlichen Teil des Kontinents kennen gelernt haben, wo sie fast gänzlich ungestört blieben von den Europäischen Sklavenhändlern, weil sie zu weit entfernt waren, um zu verstehen, warum ein heiliger & gnädiger Gott für eine solch lange Zeit erlaubte, dass ein Teil seiner intelligenten Schöpfung wie Tiere behandelt wurden & während wir den Sklavenhändlern eine Brüskierung der Majestät Gottes dahingehend vorwerfen müssen, dass sie einen Preis festgesetzt haben für ein Wesen, dessen Rang innerhalb der Schöpfung sich dem ganze Universum als gleichwertig erweist, müssen wir zu Gott sprechen: Gott, allmächtiger Herr, Dein Urteil ist wahrhaftig und rechtschaffen!

Seit dem Verlust unserer Katze – denn ich nehme an, dass sie durch Mr. Candy von ihrem Tod gehört haben – ist es sowohl Frau Rebmann als auch mir dank Gott weiterhin recht gut ergangen.

Mit der Bitte um fortdauernde Christliche Zuneigung & Gebete Ihrerseits, verbleibe ich

Hochachtungsvoll Ihr

J. Rebmann